

Kanadas indigene Frauen

Die Lehren der Überwindung, des Wiederentdeckens und Weiterentwickelns

Ein bisschen aufgeregt war ich doch, als ich den Highway 21 in Ontario, Kanada entlangfuhr, um Shirley John zu treffen. Es ist, für eine weiße Frau wie mich, eine besondere Ehre, bei ihr willkommen zu sein, denn häufig wird, auf Grund der europäischen Vorfahren, uns noch mit Abstand begegnet.

Shirley ist in ihrer Gemeinde besser bekannt als „Strong White Buffalo Woman“ (zu Deutsch: starke Frau des weißen Büffels). Sie ist eine Älteste der Sagen First Nation, einem indigenen Volk in Kanada.

Ureinwohner ist wohl die falsche Übersetzung von „First Nation“. Es bedeutet so viel mehr, wie ich erfahre. Es ist nicht nur die Abstammung, sondern auch die Spiritualität, Lebensweise und das Erlebnis der Kolonialisierung. Im Deutschen fehlt die richtige Übersetzung.

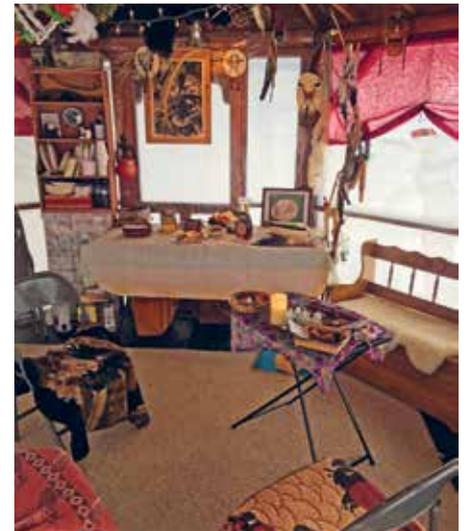
Shirleys Haus liegt direkt am Highway. Man kann es eigentlich kaum verfehlen, wäre da nicht der Schnee, der alles weiß



macht an diesem Tag. Zum Glück erkenne ich dennoch indigene Grundstückdekoration: Ein Baum ist bunt angemalt und die Spitze ihres Tipis ragt hervor. Ich fahre in die Einfahrt und sehe Shirley schon aus ihrem Haus heraus kommen. Sie winkt mich zu ihr. Keine Zeit ist zu verlieren, denn sie ist eine geschäftige Frau. Zusammen laufen wir direkt zu ihrer Feuerstelle, einem heiligen Ort, den ihr Mann extra für heute präpariert hat. Hier beginnt die Zeremonie für die kleinen Leute („Ceremony for the little people“). Einer Sage nach sind das Zwerge, die in der Natur leben, und sich um das Böse kümmern. Wir werfen getrockneten Tabak in das ruhig prasselnde Feuer, was beruhigend wirken soll, und ich wasche mich, indem ich mir Salbeiwasser ins Gesicht reibe, rein. Ganz verständlich ist es mir nicht, aber es tut mir gut, ich komme langsam an. Nach dem kurzen Ritual gehen wir in Shirleys Pavillon.

Die sieben Lehren: Sie weiht mich in die sieben Lehren ein, auf denen ihr ganzheitlicher Glaube beruht: Wahrheit, Mut, Ehrfurcht, Weisheit, Bescheidenheit, Ehrlichkeit und Liebe. Diese vereinen sich in vier Himmelsrichtungen, was bedeutet, dass man inklusiv für jeden auf dieser Welt betet. Wenn auch nur eine dieser Lehren oder Richtungen beschädigt wird, muss man dennoch alle heilen, beschreibt Shirley. Zur Heilung, bietet sie für die Menschen in ihrer Gemeinschaft Sitzungen an, die man hierzulande mit Therapiesitzungen vergleichen kann.

Für ihren Glauben steht sie öffentlich ein. Nicht alle in ihrem Clan sind davon begeistert. Zu groß ist wohl noch die Angst, dass jene Kultur, die man gerade wiederentdeckt hat, durch erneute Kolonialisierung wiederentdeckt werden kann.



Jahrhundertelanger Kampf: Die Zeit der jahrhundertelangen Assimilation und Christianisierung ist nicht lange her. Die öffentliche Aufarbeitung der Auswirkungen fängt gerade erst an. Shirley erzählt, dass sie mit sechs Jahren von ihren Eltern weg, in ein Zwangsinternat gehen musste. Sie und ihre sechs Schwestern wurden dort emotional, physisch und sexuell missbraucht.

Mit 20 Jahren war Shirley alkoholabhängig. Sie fühlte sich immer wie eine Ausgestoßene, nirgendwo zuhause und häufig alleine. Mit dieser Lebensgeschichte ist sie letzteres leider nicht. Es seien ihr spiritueller Glaube und starke weibliche Vorbilder gewesen, die sie haben überleben lassen, erklärt sie dankbar und stolz. Das wünscht sie sich für alle indigenen Frauen – und auch Männer. Wehmut aber auch Trotz treten bei der Äußerung dieses Wunsches in ihr Gesicht. Sie schaut auf das schwarz-weiße Foto von sich im Zwangsinternat, das genauso seinen Platz hat in ihrem

Pavillon, wie es die Traumfänger haben. Sie erzählt, ähnlich wie es andere Frauen in weiteren Interviews tun werden, von den mehreren Tausend indigenen Frauen und Mädchen, die einfach verschwunden sind, ohne dass dies polizeilich verfolgt wurde. Frei von Emotionen verdeutlicht mir meine Gesprächspartnerin ein unbeschreibbares Ausmaß an Gewalt gegenüber indigenen Frauen. Gedeckt werden diese Geschehnisse bis heute durch patriarchale, rassistische und koloniale Denkweisen in der kanadischen Gesellschaft, Strukturen die alle Frauen beschreiben, mit denen ich spreche.

Egal ob Stadt oder Land: So auch Dr. Cindy Baskin, die ich in einer ganz anderen Umgebung, in Downtown Toronto, einige Tage später treffe. Sie arbeitet als Professorin an einer Universität und ist halb Miqmah und halb Keltisch. Man muss in

der Beschreibung der indigenen Bevölkerung sehr spezifisch sein, merke ich schnell, denn beide Frauen möchten sich auch sehr detailliert beschreiben wissen. Indigen ist nicht gleich indigen. Vereinnahmend ist das Leid, das allen indigenen Völkern in Nordamerika zugefügt wurde. Mit 16 verließ Cindy ihr Elternhaus, um nach Toronto zu kommen. Auf dem Land wurde sie ob ihrer Wurzeln gemobbt. In der Großstadt wollte sie in der Diversität untertauchen. Doch erst als sie sich dazu entschied, sich zu ihren traditionellen Wurzeln zurück zu besinnen, kam sie an. Heute arbeitet sie als Sozialarbeiterin und Professorin. Passenderweise lautet Cindys traditioneller Name „die Frau, die die Lehren weitergibt“. In ihrem Büro erzählt sie mir von ihren Werten. Die Spiritualität steht allem voran. Es ist eine naturverbundene Spiritualität, geprägt vom Glauben an die Verbundenheit

aller Menschen und Dinge verwurzelt. Aus diesem großen Beziehungsgeflecht geht die Verantwortung dem Land gegenüber einher. Es folgt der Wert der Familie folgt, der mehr umfasst als nur Blutsverwandte. Vom Stammesursprung geprägt lautet das Motto: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen. Die ganzheitliche Sichtweise auf den Menschen und die Natur ist für Cindy die zusammenfassende Klammer.

Indigene Frauen und ihre Lehren: Es ist bemerkenswert, mit welcher Überzeugung beide Frauen für ihre Werte und ihre Traditionen einstehen. Und wie stolz sie darauf sind, eine Frau zu sein. Ich frage sie, was sie glauben, was ich als weiße Frau von Ihnen lernen kann. Cindy erzählt von den matriarchalischen Kulturen ihrer Vergangenheit. Damals kam der Mann in das Haus der Frau, und wenn etwas in der Beziehung schief lief, dann musste der Mann das gemeinsame Domizil verlassen. Die Frau lebte mit den Kindern weiter im Haus, denn es ist die Beständigkeit, die für die gesunde Seele eines Kindes wichtig ist. Nachdenklich erklärt Cindy, dass sie nicht versteht, warum das heute anders sein sollte. In Fällen von häuslicher Gewalt gegen eine Frau, sollte ganz automatisch dafür gesorgt sein, dass Kinder und Mutter in Sicherheit zu Hause bleiben können. So sei eine Lehre ihrer Kultur.

Shirley lächelt, als ich ihr dieselbe Frage stelle. Sie erzählt von den Mond-Zelebrationen.

Wenn eine Frau zum ersten Mal ihre Periode bekommt, dann wird in ihrer Kultur gefeiert, das nennt sich die Mond-Zeit. Die Frau als Lebensgeber hat einen hohen Stellenwert, Kinder und Karriere schließen sich nicht aus, zwinkert sie mir zu. Wohl wissend, dass dieses Thema in westlichen Kulturen ein schwieriges für Frauen ist.

Zusätzlich und unabhängig des Geschlechts, gibt sie auch zu bedenken, muss jeder seinen Platz im Leben finden. Das gilt sowohl für die Männer als auch für die Frauen, und das im besten Fall auch im Einklang mit der Natur. So einfach ist das. d

